

**Ökumenische Bibelwoche 2001: „Glaube, der Grenzen sprengt – Texte aus dem Matthäus-Evangelium“ : Predigt am Kanzeltausch-Sonntag 7.10.2001 – Mt 15,21-28**

*In jener Zeit zog Jesus sich in das Gebiet von Tyrus und Sidon zurück. Da kam eine kanaanäische Frau aus jener Gegend zu ihm und rief: Hab Erbarmen mit mir, Herr, du Sohn Davids! Meine Tochter wird von einem Dämon gequält. Jesus aber gab ihr keine Antwort. Da traten seine Jünger zu ihm und baten: Befrei sie von ihrer Sorge, denn sie schreit hinter uns her. Er aber antwortete: Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt. Doch die Frau kam, fiel vor ihm nieder und sagte: Herr, hilf mir! Er erwiederte: Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen. Da entgegnete sie: Ja, du hast recht, Herr! Aber selbst die Hunde bekommen von den Brotresten, die vom Tisch ihrer Herren fallen. Darauf antwortete ihr Jesus: Frau, dein Glaube ist groß. Was du willst, soll geschehen. Und von dieser Stunde an war ihre Tochter geheilt.*

Liebe Schwestern und Brüder, wir sind es gewohnt, in Jesus den unentwegt guten, selbstlosen, sanften und geduldigen Heiland zu sehen, der „Wohltaten spendend“ durch das Land ging, wie es im NT einmal heißt. Dabei gehen wir in der Regel stillschweigend davon aus, daß alle diese Tugenden bei ihm von vornehmerein und von Anfang an da waren, weil er ja „Gottes Sohn“ war und der Vater ihm – wie in einem Paket – alles mitgegeben hat, was ihn uns göttlich und menschlich zugleich und damit als „Sohn Gottes“ erscheinen läßt.

Dieses idealisierte Bild von Jesus bekommt nach dem Hören unseres Bibelwochentextes einen gehörigen Sprung. Da erleben wir einen ganz anderen Jesus. Wir sehen ihn gereizt – genervt würden wir heute sagen. Wir werden Zeugen einer ungeheuren Brüskierung, die von ihm ausgeht: „Jesus gab ihr keine Antwort.“ Er ignoriert diese Frau und würdigt sie keines Blickes und keines Wortes. Wir erleben ihn abweisend, unfreundlich, menschen-, zumal frauenverachtend. Unbeeindruckt von der Not dieser Frau, die ja nicht für sich, sondern für ihre besessene Tochter bittet, erklärt er sich kurzerhand und wie ein sturer Beamter für nicht zuständig. Seine Begründung ist klassisch und liegt voll auf der Linie jedes religiösen Exklusivitätsanspruchs: „Ich bin nur für mein eigenes Volk da!“ Die Heiden, die er sich nicht scheut, mit einem jüdischen Schimpfwort als „Hunde“ zu bezeichnen, sie scheinen ihm gleichgültig zu sein. In Wahrheit aber ist es die heidnische Frau (!), die er abblitzen läßt. Der heidnische Mann – denken wir an den römischen Hauptmann von Kapharnaum, der mit einem ähnlichen Anliegen zu ihm kommt und für seinen schwer erkrankten Knecht bittet, - er kommt besser weg: „Ich will kommen und ihn gesund machen!“ (Mt 8,7) Da braucht es auf einmal keinerlei ethnische Vorwände und theologische Ausreden mehr!

Man hat das Anstößige dieser Szene, das Abstoßende seines Verhaltens dadurch zu beseitigen oder zumindest zu mildern versucht, daß man Jesu anfängliches Zögern – in Wahrheit müßten wir von seiner Verweigerung sprechen -, daß man dies als bewußte Prüfung des Glaubens jener Frau gedeutet hat. Auf dramatische Weise wolle Mt hier zeigen, wie geschickt Jesus seinen Jüngern einen beharrlichen Glauben als unerlässliche Voraussetzung für jede Heilung zeigen wollte. Ich halte das für ein typisches Wunschdenken, um sich ja nicht mit der irritierenden Frage auseinandersetzen zu müssen, ob Jesus nicht nur ein religiöser Lehrer, sondern womöglich gar ein religiös Lernender war; ob es auch bei ihm einen Lernprozeß und einen theologischen Erkenntnisfortschritt gab, - noch dazu er dann einen ganz entscheidenden Lernschritt einer Frau (!) verdankt haben würde.

Tatsächlich: Mt scheint uns sagen zu wollen: Erst in der Begegnung mit dieser kanaanäischen Frau, die ihm die ganze Enge seines überkommenen Denkens, die Borniertheit seiner übernommenen Vorurteile, das Diskriminierende und Unbarmherzige seines Verhaltens – wie in einem Spiegel – vor Augen führte, erst durch das entwaffnende Verhalten dieser Frau sei ihm aufgegangen, daß Gottes Heilsplan sich auf alle Völker, alle Menschen erstreckt. Daß „*Gott will, daß alle(!) Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen*“, wie es dann in 1 Tim 2,4 heißt, mußte auch Jesus erst noch lernen, zu sehr war er davon überzeugt, daß seine Sendung exclusiv, also ausschließlich und „*nur den verlorenen Schafen des Hauses Israel*“ gilt.

Ganz offensichtlich war es also für Jesus ein echter, ja ein schmerzhafter Lernprozeß, die geläufigen ideologischen Grenzen und dogmatischen Ausgrenzungen zu überwinden und zu jener Universalität vorzustoßen, die schließlich für seine Botschaft und für die junge Kirche kennzeichnend wurde: „*Darum geht zu allen (!) Völkern und macht alle(!) Menschen zu meinen Jüngern...*“ So spricht er schließlich am Ende des Mt-Evangeliums (28,19) vor seiner Himmelfahrt und beim Taufbefehl an seine Jünger. Und so wächst er gleichsam in dieser Herausforderung über sich hinaus. Er erkennt – provoziert und motiviert von einer heidnischen Frau –, daß Gottes heilende Liebe über nationale, religiöse, kulturelle und sittliche Grenzen hinweg alle (!) Menschen erreichen will.

Bleiben wir aber doch noch ein wenig bei diesem für Jesus durchaus schmerzhaften (!) Lernprozeß! Im Hebräerbrief wird es frank und frei gesagt, daß er „lernen“ mußte: „*Obwohl er der Sohn war, hat er durch Leiden den Gehorsam gelernt...*“ (5,8) So sind wir gewohnt zu lesen. Wörtlich übersetzt aber steht dort: „*...hat er an dem, was (!) er litt, den Gehorsam gelernt*“ Im griechischen Text ist das ein Wortspiel: „*emathen - epathen – er hat gelernt, er hat gelitten*“ Lernen und Leiden stehen bei Jesus in enger Beziehung. Im Hebr ist es der Gehorsam gegen Gottes Willen, den er unter Schmerzen lernen mußte. In unserer Szene bei Mt ist es die Überwindung vorgegebener Grenzen,

die schmerzhafte Öffnung für neue Horizonte, der mühsame Verzicht auf gewohnte Positionen, die ihm zugemutet werden. Nichtwahr?!: Es tut allemal weh, vertraute Vorurteile aufzugeben und sich vorhalten lassen zu müssen, eng und stur zu sein.

Aber genau das imponiert mir an Jesus in dieser Geschichte: Jesus ist Mann's genug, sich von einer Frau – noch dazu von einer heidnischen Frau – korrigieren, um nicht zu sagen, entwaffnen zu lassen. Und das in aller Öffentlichkeit, denn Mt hat aus dieser Szene – im Unterschied zu Mk, wo sich das alles „in einem Haus“ abspielt, „damit niemand davon erfuhr“ (7,24), – Mt hat aus diesem hochnotpeinlichen Vorfall eine bühnenreife Szene gemacht. Ob es dabei die Absicht des Evangelisten war, Jesus nicht nur die Ausweitung des Heilswillens Gottes, sondern auch eine veränderte religiöse Einstellung zur Frau als solcher „lernen“ zu lassen, mag fraglich sein. Und doch, denke ich, ging auch seinem ziemlich ungewöhnlichen und unkomplizierten Umgang mit Frauen ein schmerzhafter Lernprozeß voraus. **Christa Mulack** geht noch weiter, wenn sie schreibt: „*Nur weil Jesus auch durch die Phase der Menschen-, ja Frauenverachtung gegangen ist und bereit war, sich eines Besseren belehren zu lassen, konnte er zum Lehrer anderer werden, - denn hinter ihm stand die Autorität der Selbsterfahrung.*“ (in: F. Alt: „Jesus, der erste neue Mann“) Selbsterfahrung im Sinne von: Erfahrung am eigenen Leib und in der eigenen Seele, das blieb Jesus nicht nur nicht erspart, sondern gehört offenkundig zu seiner Menschwerdung ganz und gar dazu.

Ich kann also beim besten Willen nicht finden, liebe Gemeinde, daß dieses Nachdenken über den lernenden, ja unter Schmerzen lernenden Jesus theologisch bedenklich oder gar ein Angriff auf seine göttliche Herkunft und Sendung sein soll. In der gesamten Hl. Schrift beobachten wir doch eine Entwicklung, eine Höherentwicklung in der Gottesoffenbarung und Gotteserfahrung. Und jeder Lernschritt ist auch dort ein Leidensschritt! Das gilt auch für Jesus und für die Kirche!. Im Lernen geben wir liebgewordene Positionen auf, verlassen Vertrautes, müssen wir bisher Gewußtes und Unhinterfragtes neu einordnen, korrigieren und auf's Spiel setzen. Warum also soll solches nicht auch zu Jesu Passion, zu seinem Leiden zu unserem Heil gehören haben, - worin wir ihm folgen sollen, und er uns nahe ist?!

Was wir heute unter unserem christlichen Glauben und unseren christlichen Wertvorstellungen verstehen, ist schließlich nicht – fix und fertig – vom Himmel gefallen. Dieses Bibelverständnis unterscheidet uns tatsächlich vom muslimischen Verständnis des Koran, das keinerlei Weiterentwicklung oder gar Textkritik zulassen will. Das ist freilich auch Konfliktstoff in der Auseinandersetzung mit dem christlichen Fundamentalismus, der uns in allen Konfessionen begegnet, und dessen Festlegungen und Ausgrenzungen von unserem Bibelwochenthema gehörig in Frage gestellt werden: „**Glaube, der Grenzen sprengt**“ – das ist die Lektion, die wir alle zu lernen haben, und –

wenn es denn weh tut – halten wir uns erst recht an Jesus, dem dieser schmerzhafte Lernprozeß auch nicht erspart geblieben ist.

Wir haben ja in der Ökumene gerade in jüngster eine erneute Verengung und Verhärtung verschmerzen müssen. „*Dominus Jesus*“ – heißt die Erklärung der römischen Glaubenskongregation „*Über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche*“ Dieses Dokument enthält sehr wertvolle und bemerkenswerte Gedanken über die universale Heilsbedeutung Christi und scheint in dieser Hinsicht ganz dem Duktus unserer Perikope zu folgen. Dann aber werden Christus und die katholische Kirche wieder allzu unkritisch ineins gesetzt, und es kommt zu jener brüskierenden Passage im IV. Teil, wo es heißt, dass die Kirchen der Reformation „*nicht Kirchen im eigentlichen Sinne*“ seien. Ob man mit **L. Boff** so weit gehen darf, „*Dominus Jesus*“ „*das Erzeugnis eines geschlossenen, eisernen Systems*“ (Manifest für die Ökumene 2001, S. 85) zu nennen, wage ich anzuzweifeln. Jedenfalls scheint man in Rom an hoher, - ich glaube aber nicht an höchster Stelle, - den schmerzhaften Lernprozeß abbremsen zu wollen, daß die eine, die wahre Kirche Jesu Christi in allen Konfessionen und nicht nur in einer einzigen, nämlich der eigenen anzutreffen ist. Allein die doktrinäre und wenig sensible Sprache dieses Dokumentes hat zu den Kränkungen und Verletzungen beigetragen und den Verdacht genährt, hier geschehe in Wahrheit eine Neuauflage der „allein seligmachenden“ Kirche. Das wiederum ist „Wasser auf die Mühlen“ derer, die nur darauf warten, ihre antikatholischen Vorurteile bestätigt zu finden, um ihrerseits neue Abgrenzungen vorzunehmen. Ein „*Glaube, der Grenzen sprengt*“, kann man mit all diesen neuerlichen – traditionalistischen, aber auch evangelikalen – Festlegungen nur schwerlich in Verbindung bringen. Nein: Wir müssen immer mehr zu einer „*Lerngemeinschaft Kirche*“ werden, die bereit ist, mit Jesus über sich hinauszuwachsen, sich zu öffnen und offen zu sein für alle, die sich vom Glauben an Gott Heil und Heilung erwarten.

„*Frau, dein Glaube ist groß!*“ – dieses Kompliment Jesu dürfen wir für uns selbst nur dann in Anspruch nehmen, wenn auch wir beharrlich und unnachgiebig IHN in den Blick nehmen, anstatt immer nur auf unsere engen Kirchentümer zu starren und unsere konfessionellen Vorbehalte zu pflegen. Vielleicht muß auch die Christenheit „*durch Leiden den Gehorsam lernen*“. Ich meine das Leiden an ihren kleinlichen und kleinkarierten Abgrenzungen, das Leiden an den institutionellen Verfestigungen, das Leiden an den konfessionellen Berührungsängsten, an kirchlichem Besitzstandswahrungsdenken und Vormachtstreben. Wenn wir daran leiden – und die Leidverursacher, nebenbei gesagt, nicht in Ruhe lassen – können wir gemeinsam den Gehorsam lernen, den Gehorsam gegenüber dem Willen Christi, der will, „*daß alle eins seien*“, die an ihn glauben. (Joh 17,21)

**J. Mohr, St. Raphael HD**